

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 9 (1905-1906)
Heft: 3

Artikel: Am kleinen Zelt
Autor: Thoresen, Magdalena
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662580>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Heimatwanderung.

Da bin ich durch der Jugend liebes Land
Ein paar lichtvolle Tage lang gegangen.
Nicht vieles kannt' ich, was ich wiederfand.
Der Neuzeit Aufputz hatte dies empfangen,
Und jenes hatte mit Zerstörerhand
Die Zeit gefällt, daß seine Spur vergangen.

Vertraute Gasse trug ein fremd' Gesicht:
Die Jungen alt, die Alten weggestorben!
Ich sah mich um und fand zurecht mich nicht.
Das lange lieblich Herz und Sinn umworben,
Aus fernen Tagen leuchtend traut und licht,
Ein schönes Bild schien plötzlich mir verdorben.

Dann lebt' ich langsam wiederum mich ein
Und wurde heimisch auf der Heimat Wegen,
Und manchmal, schritt ich so für mich allein,
Fing die Erinnerung sich an zu regen,
Hieß hier und da und dort gedenk mich sein:
Das hat und das dir noch im Sinn gelegen!

Und mählich, mählich ward die Jugend wach,
Die köstliche, die lang und lang vergangen.
Hoch schlug das Herz und heiße Freude brach
Durch stiller Wehmut sehnendes Verlangen.
Und durch das liebe Land bin ich darnach
Wie ein Gesegneter gegangen.

Ernst Zahn, Böschönen.

Am kleinen Belt.

Von Magdalena Thoresen.

Der „Slamp“, der manchmal der Vorläufer des Eises ist, aber doch meistens nur in offenen Wintern vorkommt, ist eine Schneemasse, welche von der Kälte des Wassers getragen wird und die auf dieselbe Weise vom Meere hereinkommt wie das Treibeis. Bei gelinder Strömung und stillem Wetter geschieht es auch etwa, daß diese Massen sich zusammenstauen und allmählich so weit erstarren, daß das Ganze eine schwankende Ebene bildet, die das Wasser zudeckt und die nicht zerbricht, aber auch nicht trägt. Es ist ein merkwürdiger Anblick, wenn der kleine Belt, dort an der schmalsten Stelle zwischen Jütland und Fünen so erstarrt daliegt und doch in der Strömung schwankt, als ob das Meer unter der ungeheuren Last seufzte und bebte. Aber dies erklärt gewissermaßen jene Erscheinung, die, den Geschichtsschreibern des Altertums gemäß, die Phönizier auf ihrer ersten Fahrt nach Thule wahrgenommen haben sollen. Es wird nämlich als eine Sage erzählt, daß jenes äußerste Land sich weit ins Meer hinaus erstreckt habe und ganz unbeweglich gewesen sei, aber obgleich es durch und durch von Schnee gewesen, sei doch alles darin untergegangen, weshalb auch die Seefahrer dort nicht gelandet hätten.

Dies mag nun sein, wie es will — im Kleinen Belt ist dieses „Schneeland“ keine Sage, sondern eine einfache Tatsache, die allerdings nicht oft vorkommt, sich aber im Lauf der Zeiten doch oft wiederholte. Und dann — wie

viele hundert Meilen ist es dann über den Kleinen Belt! Wegen eines gewöhnlichen werktäglichen Bedürfnisses begibt man sich auch nicht in den Stamp hinaus und die Beförderung mag es noch so eilig haben, sie versucht es doch nie, diesen Kiegel zu brechen. Man könnte nun meinen, einer Macht, die so wohlbekannt ist, könne niemand zum Opfer fallen, weil es niemand wagen würde, sich mit ihr einzulassen; aber doch geschieht dies zuweilen — das richtige Verständnis einer Sache wird nicht durch das Augenmaß oder durch ein Urteil, das auf Erfahrung gegründet ist, erlangt — und ein solches Vorkommnis will ich nun erzählen, soweit es der Erinnerung möglich ist, aufzuzeichnen, was Kinderaugen gesehen haben und was die Kinderseele durch den Schrecken des Selbsterlebten empfand.

Es war ums Jahr 1839, daß nach mehreren starken Frostwintern einer mit offenem Wasser eintraf und zugleich auch mit so ungeheurem Schneefall, daß er sich manchmal in einer einzigen Nacht zu kleinen Wällen aufhäufte, die an manchen Orten bis an die Dachrinnen der niederen Häuser reichten.

Weihnachten war herangekommen. Auf einem kleinen Zimmerplatz am Strande war ein Mann in mittleren Jahren bei der Arbeit an einem alten Boot, das, den Kiel nach oben, vor ihm lag, viel neue Einfügungen in seinem verteernten Rumpf aufweisend. Dem Arbeiter sah man den Seemann deutlich an, obgleich in seiner Kleidung nichts Seemännisches zu sehen war; seine braunen Wangen, sein großer kohlschwarzer Bart, der ihm bis auf die Brust herunterhing, sowie das lockige Haar, das ihm unter dem alten Hut etwas über die Stirn hereinfiel, die Augen, die so kühn aufflammten und den Blick so merkwürdig weit, beinahe über die Sache, die er suchte, hinausrichtete, der Griff der Hand, eine ausholende Bewegung mit dem Arm — all dies war in der Schule unter dem großen Kommando von Sturm und Stille gelernt worden — sein ganzes Wesen hatte die salzige Taufe des Meeres erhalten.

Um ihn herum kroch ein kleiner Junge, der die kleinen Späne sammelte und sie in einen halbgefüllten Sack neben sich hineinstopfte, und er war so genau mit jedem kleinen Splitter, daß man wohl sah, er sammelte nicht, weil die Tagesarbeit zu Ende ging, sondern weil die Arbeit mehrere Tage lang ruhen sollte; denn es war ja der Tag vor Weihnachten.

Da kam ein älterer Mann von der sogenannten bessern Klasse rasch auf dem Wege daher, der am Damm hinführte. Ein halbgewachsener Junge war sein Führer, und als sie den Zimmerplatz erreicht hatten, deutete der Junge auf den Arbeiter, dem wir den Namen Thomas, oder nach der Aussprache des jütischen Dialektes „Thames“ geben wollen. Nachdem der Junge diesen Namen gesagt hatte, zog er sich zurück und überließ dem Fremden das Weitere.

Dieser grüßte mit einem lebhaften Kopfnicken und trat näher zu dem Zimmermann, der auf seiner Seite des Boots ruhig stehen geblieben war.

„Ich sehe mit Vergnügen“, rief der Fremde, „daß die Zeit doch auch manchmal etwas verschont, Du bist ja noch gerade wie vor zwanzig Jahren!“

Der Angeredete schob den Hut etwas zurück und sah den Fremden ein wenig scheu, aber doch sehr genau an.

„Kennst Du mich nicht?“ fragte jener. „Entschuldige, daß ich Du sage, aber wir sind ja alte Kameraden. Du siehst, mich hat die Zeit weniger honett behandelt; als wir zuletzt beieinander waren, zog der Engländer den Hut vor uns ab, die Zeit hat mir die Haare ausgerupft . . .“

„Ach!“ rief Thames, indem er sich den Bart strich, „nun erkenne ich, ja . . . ja, ist es nicht der Herr Kommandör?“

„Ja, gewiß ist es so etwas“, erwiderte der Herr. „Du wirst Dich wohl noch erinnern, wie Nummer 32 gerade da, wo Du und ich standen, vom Mastkorb herunterfiel und er dir deinen Extrabranntwein aus der Hand schlug. Du hieltest ihm auch stehenden Fußes die Leichenrede, und es war ja keine von denen, die man für 10 Mark gibt, was? Ja, nun möchte ich Dich übrigens um eine Gefälligkeit bitten. Ich habe meiner Familie geschrieben, daß ich zum heiligen Abend daheim sein werde.“

„Da haben Sie nicht viel Zeit übrig“, unterbrach ihn Thames lächelnd.

„Allerdings“, erwiderte der andere, „aber was soll ich tun? Ich bin natürlich schon beim Fährmann und beim Bootsmann gewesen und Gott weiß bei wie viel andern Männern auch noch, aber einen Mann habe ich nicht gefunden! Keiner will mich übersetzen . . . Zum Teufel! Gibt es denn hier in der Stadt niemand, der Geld verdienen will!“

„Je mehr, desto besser!“ sagte Thames.

„O, ich habe geboten — gutes Geld und gute Worte; aber es nützte alles nichts. Da hörte ich Deinen Namen nennen, ich fragte weiter; ganz richtig, wir sind beide auf dem „Weißen Adler“ gegen die Engländer zusammen gewesen. Gut, dachte ich, wenn der auch ein Weib geworden ist, dann Ade! fröhliche Weihnachten!“

„Der Herr Kommandör will nach Strib?“

„Ich wollte — und ich will, aber was willst Du? Kannst Du mir Leute verschaffen, die mich übersetzen, dann verspreche ich Dir, daß jeder von euch, so viele ihr auch sein möget, morgen Abend seinen Punsch auf seinem Tisch haben wird.“

„Ach Vater“, fiel auf einmal der Junge ein, der die Späne zusammenlas, indem er sich aufrichtete und den Fremden mit weitaufgerissenen Augen anstarrte. „Ach . . . der Slamp, er ist ganz dick.“

„Slamp“, wiederholte Thames langsam und strich sich den Bart. „Ja, das ist etwas anderes.“

„Ach, das hat nichts zu sagen!“ rief der Herr etwas ungeduldig. „Ich bin sehr oft durch Treibeis gefahren; du übrigens auch, und dieser Slamp wird wohl nicht schlimmer sein.“

„Doch, der ist schlimmer“, sagte Thames zögernd.

„Ja, der ist viel schlimmer“, fügte der Junge schnell hinzu.

„Ja, ja“, sagte der Fremde, „dann muß ich eben bleiben, wo ich bin. . . . Ein träges Volk, diese Jütländer!“ rief er ärgerlich.

„O, sind die Leute etwa besser in Kopenhagen?“ brummte Thames, indem er die Stirne runzelte.

„In Kopenhagen weiß ich, was ich zu tun habe“, erwiderte der andere. „Aber traurig ist es, daß ich in einem jütischen Seehafen nicht einen einzigen mutigen Mann finden kann, der es mit mir wagen würde.“

„Warten Sie ein wenig, Herr Kommandör!“ unterbrach ihn der Mann, während es in seinen dunklen Augen aufflammte. „Es hat übrigens keinen Wert, seine Meinung offen zu sagen.“ Und indem er sich an den Jungen wandte, sagte er befehlend: „Geh hinüber zu Groß-Anders und zu Steffen, sag ihnen, es gebe eine gute Fracht nach Strieb, aber ein, zwei, drei Männer müßten es sein. Sie können Mundvorrat mitnehmen und du kannst sagen, daß ich selbst auch mitgehe.“

Der Junge schaute seinem Vater ins Gesicht und man sah, daß die Furcht vor dem Slamp auf allen seinen Mienen geschrieben stand; aber er sah ein, daß er nun ohne Murren gehorchen müsse und deshalb war er mit dem nächsten Atemzug auch schon mitten auf dem Wege.

„Meinst Du, diese Leute kämen so ohne weiteres, wenn Du pfeiffst?“ fragte der Herr.

„O,“ murmelte der Mann, indem er sein Handwerkszeug zusammenlaß. „Es gibt Leute genug, die dabei sein wollen, wenn es darauf ankommt.“

„Das ist großartig“, sagte der Fremde einlenkend.

Aber der Mann war nicht von denen, die sich so leicht besänftigen lassen. Es war ein entwürdigender Vergleich zwischen den Kopenhagnern und den Jütländern gemacht worden — darnach mußte etwas bewiesen werden, nun mochte es gehen, wie es wollte.

Der Fremde verabschiedete sich indes vorläufig und es wurde ausgemacht, daß man sich in einer Viertelstunde am Hafen treffen würde. Aber während er den Weg, den er gekommen war, rasch wieder zurückging, erstieg Thames die steilen Böschungen am Damm und stellte sich dort auf den äußersten Punkt, um die Verhältnisse zu überschauen. Eine Weile stand er still da und wandte das kluge Gesicht nach allen Richtungen, er spähte auf das Meer hinaus und in die Luft hinein und als gleich darauf der Junge heraufsteuchte mit der Antwort, daß die bestellten Männer da sein würden, ehe die Viertelstunde vorüber sei, da stand der Alte neben dem Jungen fest wie ein Jäger mit seinem Hund, die die geringste Bewegung von oben und von unten wittern.

Thames sah nun ganz deutlich, daß der Slamp wirklich da war; er schwamm im Belt umher, beinahe wie Delphine in einem Fjord, die sich umeinander tummeln, ohne zu wissen, warum oder wohin. Er sah einzelne Massen auf- und untertauchen, gegen einander stoßen und sich wieder zerteilen, es herrschte Unruhe im Meere, obgleich die Luft ganz ruhig war; es war also

anzunehmen, daß die Massen nach der schleswig'schen Küste hintreiben würden; wenn aber die Strömung von dorthier kam, da konnte es allerdings arg schwierig sein, das Boot hindurch zu bugfieren; aber es war ja nun eine beschlossene Sache. Daß alle diese auf- und abwogenden, schwankenden Massen sich gerade bei diesem Zustand des Meeres und der Luft um das Boot zusammenklammen konnten, ja, das war die teuer erkaufte Erfahrung, die fest in der Seele stand und mit der man rechnen mußte; aber wenn sie bei der hurtigen Berechnung der Gefahr auch keineswegs vergessen wurde, so bekam sie doch kein entscheidendes Recht.

Eine gute Viertelstunde später kam Thames mit seinen drei Gehilfen, braunen, wetterfesten Gesellen mit dem deutlichen Gepräge der drei Strömungen, zwischen denen ihr Leben sich bewegte: Mangel, Trunk und Todesverachtung.

An der Hafenspitze standen die Fährleute und eine Anzahl Zuschauer versammelt. Daß Thames übersetzen wollte, obgleich der Fährmann sich geweigert hatte und mit ihm noch einige andere, war natürlich schnell am Strand bekannt geworden und man wollte nun sehen, ob auch wirklich etwas daraus wurde. Indes saß der Fremde mit seinem Diener schon im Boot und Thames stand hochaufgerichtet daneben und sah zu, wie seine Gehilfen flink und mit sicherer Hand alles zur Abfahrt vorbereiteten. Dieses erhitzte die Umstehenden zu verschiedenen bösen Bemerkungen und zu dieser oder jener unglücklichen Prophezeiung über die verwegenen Gesellen, die sich sowohl die Ehre als auch den Verdienst eines Unternehmens extrozten, dem sich die andern entzogen hatten.

Aber es erfolgte auch Antwort auf die Anrede, und als das Boot unter den langen Ruderschlägen zum Hafen hinausfuhr, lachten Groß-Anders und seine beiden Kameraden wie zum letzten Gruß die Umstehenden an; allein es war nicht das Lächeln, das der Verwegene zurücksendet mit einem: Behaltet den Mut oben! es war der Troß, der dem Neid seinen eignen Stein ins Gesicht schleudert. Denn einem Jütländer bei einem Unternehmen, auf das er nun einmal veressen ist, Unglück prophezeien, das heißt so viel, als ihn aufs äußerste reizen.

Das Boot hatte indes große Eile, es war ein Fall, wo der Augenblick ausgenützt werden mußte, und das wurde nicht veräuht. Es dauerte auch keine Viertelstunde, bis das Boot soweit draußen war, daß die Zurückgebliebenen anfangen, sich einwenig darüber zu ärgern, daß sie es nicht selbst gewagt hatten, und der Eine oder der Andere sprach sogar laut von einem „Narrenglück“, das die Leute mit sich im Boote hätten.

Ganz draußen an der Mole, an einen Pfahl gelehnt, stand indessen ein Mann, der seine Ansicht nicht mit der der andern vereinigt hatte, und doch hatte er eine, trotz einem von ihnen. Dieser Mann war vor einem halben Jahre von der sogenannten „Langfahrt“ zurückgekehrt. Er bereitete sich auf das Steuermannsexamen vor, studierte sehr fleißig und war deshalb von der

Strandbevölkerung schon mit dem Zunamen Steuermann begabt worden. Sicherlich war er von besonderer Art. Wenn jemals die Kühnheit in einem Menschen — auch als Seemann — ganz eingemeißelt werden konnte, dann war er zum wenigsten das Ideal eines solchen Standbildes. Man kann oft sehen, daß Menschen, die ihrem angeborenen Beruf folgen, gleichsam mit ihrer Arbeit verschmelzen und diesen Begriff personifizieren. Jenz Steuermann konnte am Hafendamm liegen und seine Pfeife rauchen, er konnte durch die Gäßchen schlendern oder an der äußersten Mole stehen und über den Belt hinspähen — trotzdem sah man immer nur eins: den Steuermann mit dem Steuer in der Hand, die feurigen Augen auf das Meer gerichtet, während der Sturm um seine unerschütterliche Gestalt heult. Aber während er sozusagen, wo er ging und stand, das ganze Meer mitnahm, kam sein kühnes Wesen oft in Streit mit Kleinigkeiten und er hatte für den einfachen Mann ein aufreizendes und hochmütiges Aussehen.

Hochmütig war er indes nicht, dazu war er von seinem Lebensziel zu sehr in Anspruch genommen, aber in seinem Wesen und in seiner Rede war er geradezu unverschämt. Eine zeitlang war er von Kopenhagen aus in See gegangen und sprach nur mit ausgeprägter Kopenhagenscher Aussprache — das war schon an und für sich eine Herausforderung — dann hatte er die Gewohnheit, gewisse Worte in die Länge zu ziehen und zu wiederholen, und zwar nicht auf Grund eines angeborenen Fehlers, sondern weil es seiner Meinung nach zu seinem ganzen Wesen, in das er sich zu hüllen wünschte, paßte, und merkwürdig genug paßte es auch wirklich für ihn. Aber es ist unbegreiflich, wie viel Argerniß solch eine Manier schon durch das Reden darüber hervorrufen kann. Wenn man seine zwei, dreimal wiederholten Worte aussprach, wenn sie nicht behagten, und das taten sie selten, erregten sie den Zorn der Leute beständig über das gewöhnliche Maß hinaus, beinahe so, als ob jemand auf den Fuß getreten würde, zuerst aus Versehen, später aber aus Trotz. Beim erstenmal kocht der Zorn auf, beim zweitenmal ertönt ein Schrei, beim drittenmale rächt er sich.

„Was sagt denn Er, Jenz Steuermann?“ fragte ein alter Skipper, der sich auch stumm zwischen den andern verhalten hatte. „Glaubt er, daß sie durchkommen?“

„Das werde ich ihm morgen sagen, morgen, Schiffer Brandt“, lautete die Antwort und damit wandte er dem Skipper und den andern den Rücken, steckte den Daumen in ein Knopfloch auf der linken Seite seiner großen blauen Tuchjacke, warf den Kopf zurück, so daß der hohe Hut etwas nach hinten glitt, setzte den Arm in regelmäßige Bewegung wie den Stempel in einer Maschine und ging ganz rasch den Hafenvveg entlang, ohne nach rechts oder links zu sehen und ohne einen Menschen zu beachten.

Es folgten ihm allerdings viele Worte nach; die meisten waren von jener Art, welche den Leuten nachschleicht und ihm Kreidestriche auf den Rücken zeichnet.

Draußen im Boot war die Stimmung etwas gesunken, als das Land in dem Grau verschwand, das bei unklarem Wetter die Entfernung so schnell über die flachen Ufer breitet. Es wurde tüchtig mit dem Slamp gekämpft, der um das Boot her lag und auf- und abwogte und seine dunkelgrauen Gipfel auf dem ganzen Belt da und dort hervorstreckte. Schon seit einer guten Weile war das Rudern eingestellt worden. Aufrecht im Boot stehend und sich mit den Rudern weiterstoßend, war es den unermüdblichen Arbeitern allerdings gelungen, das Boot durch die schwimmenden Massen zu treiben, aber nicht in der Richtung des bestimmten Zieles. Sie waren beständig nach der Mühlenbucht getrieben worden und obgleich sie nun ein gutes Stück von dem jütischen Strand entfernt waren, befanden sie sich doch keine Handbreit näher bei Strib.

Bald begann es auch zu dämmern und die Leute sahen ein, daß die Nacht kommen und gehen würde, ehe eine Veränderung eintrat. Mit der Dämmerung kam außerdem ein leichter Nebel vom Meere hereingeschlichen. Sie mußten sich der ersten Forderung des Schicksals fügen, nämlich die ganze Nacht mit Rudern und Stoßen fortzumachen, denn wenn der Nebel sich zu einem Regen verdichtete, oder wenn ein Sturm aufstieg, dann mußte der Morgen abgewartet werden. Einstweilen konnte jedenfalls nichts anderes getan werden.

Das war eine lange Nacht. Sie wechselten alle in der Arbeit miteinander ab, um sich warm zu erhalten, und dazwischen genoß jeder eine Ruhepause. Aber der kalte Nebel hüllte sie weder warm noch weich zum Schlummer ein und doch erwachten sie noch mit Mut und schliefen mit Hoffnung ein. Als aber endlich der Tag unter einer schweren Wolkenschicht graute, und als die verschlafenen Augen ausgerieben waren und sich Mühe gaben, die Lage zu erkennen, in der sie sich befanden, da war der Belt geschlossen, der Slamp deckte ihn von einer Küste zur andern zu — der Kiegel war vorgeschoben.

„Uns Himmels willen was ist denn das?“ rief der Fremde, aufrecht im Boote stehend und sich nach allen Seiten umschauend.

„Das ist der Slamp“, antwortete Thames kurz und trocken.

Eine Weile wurde kein Wort gesprochen, denn die Seeleute, mit dieser Sache von früher her bekannt, vermieden unnötige Redensarten, und der Reisende der sich mit einem einzigen Blick der ganzen Gefahr bewußt geworden war, setzte sich still wieder nieder und lernte vielleicht in dieser kurzen Zeit der Notwendigkeit, das was ihm in einem langen Leben aus Mangel an strenger Deutlichkeit nur halb verständlich gewesen war, nämlich, daß es eine Grenze gibt, die kein irdisches Kommando verrücken kann. Im Lauf des Tages klärte es sich indes etwas auf, und dies schien ein gutes Zeichen für ihr Schicksal zu sein. Der Wind erhob sich auch ab und zu, gerade wie ein Vogel, der am Rand des Nestes mit den Flügeln schlägt, sie aber gleich wieder zusammenlegt und den Kopf einzieht.

„Was prophezeit du uns aus dieser Klarheit?“ fragte der Fremde.

„Frost“, antwortete Thames.

„Frost?“ fragte jener. „Aber dann kommen wir ja nicht vorwärts!“

„Nein.“

„Aber wenn es stark friert, wie lange braucht es denn, bis diese Schlamperei hier uns tragen kann?“

„Vier volle Tage . . . dann kann man es ja versuchen. Sicherer aber ist es, bis zum fünften oder sechsten zu warten“, erklang die ruhige Antwort.

„Bist du verrückt, Mensch!“ rief der Fremde. „In vier Tagen sind wir erstens erfroren und zweitens vor Hunger und Durst umgekommen.“

„Ja, wenn wir zuerst richtig erfroren sind, dann wird mich der Appetit, was den anbelangt, nicht mehr umbringen“, sagte Thames.

Ein einstimmiges Gelächter der Seeleute folgte diesen Worten und der Ausbruch war nicht ganz frei von einer kleinen Beimischung jütländischen Spottes; denn im Grunde ihres Herzens hegten sie doch alle miteinander eine Art Beschuldigung gegen den vornehmen Herrn, der sie in diese Klemme gebracht hatte, und deshalb ließen sie ihr nun freien Lauf. Thames hatte indes einen hurtigen und schlaunen Blick über sie hingeworfen; er sah, daß dieses Lachen die Schlawheit und auch die Niedergeschlagenheit verjagt hatte, und da kam ihm ein Gedanke.

„Um Gottes willen“, rief der Fremde, „lacht nicht, Kinder! Der Tod ist eine ernste Sache.“

„Ja, er mag nun so sauer sein, als er will“, sagte Thames mit einem unwiderstehlichen Ausdruck von Humor, wir wollen nun einmal einen Reigen mit ihm tanzen, denn wenn irgend etwas unserer Lage den sauren Anblick nehmen kann, so ist es ein Tanz. Was sagt ihr dazu Leute?“ wandte er sich an die andern.

„Ja“, erwiderten sie wie aus einem Munde, ohne es anders zu verstehen als eine Finte dem Reisenden gegenüber. Aber Thames hatte seinen eigenen Gedanken dabei und der ging niemand etwas an. Sofort setzte er sich zurecht, den einen Arm als Violine ausgestreckt, während er mit dem andern wie mit einem Bogen darüber hinstrich; dann piffte er einen Tanz zwischen den Zähnen und stampfte den Takt mit seinen steifen Beinen, so gut als es sich in dem Bootsräum ausführen ließ.

Einen Augenblick sahen und hörten die andern zu, aber dann nahmen sie dies in derselben Meinung auf wie das andere, und es dauerte nicht lange, bis jeder seinen Ton in der Musik mitpiffte oder brummte und dazu stampfte und sich so lustig drehte, als seien sie auf dem Festland mitten in den Weihnachtsvergnügungen.

Der Reisende hatte augenblicklich den richtigen Grund zu dem Tanzen erfaßt und nachdem er die verschiedenen Bewegungen der Leute eine Weile mit wehmütigem Blick betrachtet hatte, nahm er selbst Teil an der betrübten Lustigkeit und stampfte und piffte im Takt mit den andern. Aber damit tat

er auch Buße für sich. Der kleine Vorwurf, der sich in den niedergedrückten Gemütern ab und zu gegen ihn erhob, verschwand wie ein Nebelfleck in dem Augenblick, wo er, gerade wie die andern auch, mit dem Tod einen Reigen eröffnete; nun war er ja so zu sagen wie ein Kamerad. Und obwohl der Raum klein war und die Musik nur so so — zu größerem Nutzen und zu größerer Freude wurde gewiß nie ein Tanz angetreten. Nun war Leben im Gesicht, ein Leuchten in den Augen und Bewegung in den Gliedern. — Nun, nun mochte die Nacht anbrechen! Fehlte es dann gegen Morgen, nun, die Musik war ja da, der Tanzsaal stand bereit und der Staub würde gewiß den Atem nicht behindern!

Diese Wendung des Unternehmens wurde in dem Ort erst gegen Mittag richtig verstanden und bekannt, und dies hatte seinen Grund darin, daß die schwarzgrauen Slampschichten da und dort auftraten, und daß das Boot, als es aus dem Nebel, der vom frühen Morgen an über der Küste lag, herauskam, nur als ein kleiner schwarzer Punkt wahrgenommen werden konnte, der sich bald von den Wolken abzuheben schien, bald zwischen dem Slamp auftauchte. Es wurden nun von all den höchsten Punkten der Küste die Fernrohre darauf gerichtet, und die Vermutung wurde bald zur Gewißheit; aber was war nun zu tun?

Es war, wie schon gesagt, heiliger Abend. Die Arbeit ruhte fast ganz, aber als die Nachricht sich verbreitete, verließen die Leute ihre Häuser; man sah sie die Straßen hinablaufen, vor die Haustüren treten und einander zuzurufen — anhalten — fragen — deuten und den andern an die Scheiben klopfen. Selbst Frauen und Kinder rotteten sich am Hafendamm zusammen.

Das Weihnachtsfest brach klar und still über Land und Strand an und hatte seine festliche Freude bereit, um sie zu geben — dem, der sie empfangen konnte; aber da gab es viele, die das nicht konnten, und für sie war die stille Klarheit des Festes gerade ein Mittel, um große Unruhe hervorzurufen. Sehr frühe waren die Leute unterwegs, man fragte und man antwortete; wie lange dieser Zustand dauern könne, wie lange die Verunglückten wohl aushalten könnten? Allerdings herrschte nur eine Kälte von wenigen Graden, aber dieser Umstand zog die Entscheidung gerade in die Länge, und die vollkommene Untätigkeit, zu der diese arbeitsgewohnten Menschen nun gezwungen waren, im Verein mit der Unmöglichkeit, die erstarrten Glieder zu rühren, entriß allen die Hoffnung wieder, die die Gewißheit des Nutes und der Ausdauer ihnen gegeben hatten. In der Kirche bei dem Festgottesdienst wurde ein ergreifendes Gebet gesprochen; das ist der Trost der Armen, aber es war zugleich auch eine letzte Instanz — nun war getan worden, was nur immer möglich war.

Damit verging der Tag. Als der Abend herbeikam, senkte sich allmählich ein Nebel auf die Landschaft, und man begann schon aus diesem Umstand Gutes zu prophezeien. Der Nebel währte aber nur ein paar Stunden, dann klärte sich die Luft wieder auf, der Himmel wölbte sich hell und wolkenlos, mit

glänzenden Sternen besäet, und die Slampschichten dunkelten wie ein Abgrund unter dem schimmernden Himmelsdom.

Die Seeleute im Dorf hatten unter einander ausgemacht, daß sie die Nacht hindurch abwechslungsweise wachen wollten; es war ihnen ein kleiner Trost, mit den Unglücklichen draußen zu leiden. Das war gleichsam das letzte Scherflein, das in eine Armenkasse geworfen wird: es wird gegeben, aber die Gabe nützt keinem etwas. Sie wachten aber doch treulich, und viele, die in ihren Betten lagen, wachten mit ihnen. In verschiedenen, nahe am Strand gelegenen Häusern brannte Licht und das Feuer im Ofen wurde unterhalten, und Leute, die sonst viel Aufhebens gemacht hätten, ehe sie da eingetreten wären, wo sie noch nie gewesen waren, kamen und gingen nun, als ob sie es von jeher so gewohnt gewesen wären. Der Unterschied zwischen Rang und Stand war ausgelöscht, gute Worte wurden gewechselt zwischen solchen, die vorher kaum den Hut vor einander gelüpfst hatten. Einen nur gab es, der böse Worte von allen erhielt, und zwar, wie schon gesagt, nicht gerade ins Gesicht, sondern auf den Rücken — und dieser eine war Jens Steuermann.

Als die Wache ausgemacht und er aufgefordert worden war, sich auch daran zu beteiligen, hatte er es abgeschlagen.

„Ich mache mir nichts aus dem Faulenzen, Faulenzen,“ sagte er in seiner unverschämten Weise. „Wenn ich schlafe, dann tue ich etwas, etwas, etwas.“

Diese Antwort ärgerte die Leute.

„Ja, man kann aber doch darüber reden, lieber Jens,“ wandte der alte Skipper Brandt ein, der offenbar der einzige war, der es mit ihm hielt.

„Hör Er, Er, Skipper Brandt,“ sagte der Steuermann, „alten Leuten und Kindern pflegt man Honig um den Mund zu streichen . . . Will er einen Rautabaß, Gevatter?“

Der Skipper sah den Steuermann aus dem einen Augenwinkel mit einem listigen Blick an und nahm den angebotenen Tabak. Aber Jens Steuermann sah weder nach rechts noch links, als er sich kurz nachher in Bewegung setzte und eilig den Hafenweg entlang durch die versammelte Menge hindurchging.

„Er bildet sich etwas ein, der Bursche!“ und „Er kommt auch nicht weiter als wir!“ rief man hinter ihm drein.

„Schweige den Teufel, dann trinkt er Wasser!“ sagte der Skipper. „Jens ist weder gestern noch heute auf die Welt gekommen.“

Auf diesen Drakelspruch wurde keine Bemerkung laut, denn niemand wurde klüger dadurch, und der alte Mann wußte selbst kaum, was er damit meinte. Später wurde er aber ein Prophet dadurch, da wiederholten alle, was der Skipper Brandt gesagt hatte.

Es waren, wie man weiß, sechs Verunglückte: der Marineoffizier und sein Diener, sowie vier Mann aus dem Dorf, und von diesen waren zwei verheiratet. Thames hatte außer seiner Frau und fünf Kindern auch noch eine steinalte Mutter. Groß-Anders war erst seit ein paar Jahren verheiratet, er

hatte eine blutjunge Frau und ein einjähriges Kind. Um diese Wesen hatte natürlich das Mitleid von der ersten Stunde an einen festen Kreis gezogen; aber solange Hoffnung da ist — oder wenn die unerschütterliche Gewißheit dasteht — kann man den Händedruck des Mitleids wohl ertragen; wenn hoffnungslose Ungewißheit dagegen die Menschen bis in den tiefsten Grund martert, dann ist der Ausdruck des Mitleids nur ein Druck auf die Wunde, der vermehrtes Leiden verursacht. In solchen äußersten Fällen bekommt selbst der geringste Mensch Kraft, sich von der Rücksicht frei zu machen und den Kampf allein aufzunehmen.

Die Frau des erstgenannten war von dem Unglück so gelähmt, daß sie zu Bett lag, seine alte Mutter dagegen war von starker, unbeugsamer Art, und als nun dieser Abend anbrach, wachte sie mit den andern drunten am Strand. Zwei der Enkelkinder schmiegt sich ängstlich an sie an; sie ließen sich nicht zurückweisen, weder durch Bitten noch durch Befehl, und die ganze Nacht hindurch sah man die Alte im Schutz eines alten Schuppens sitzen, die Kinder neben sich, ein halbgewachsener Junge und ein Mädchen.

Die junge Frau dagegen trieb sich, ihr einjähriges Kind auf dem Arm, halb wahnsinnig vor Angst am Strand umher. Sie rief nach ihrem Mann, sie rief ihn bei Namen, so daß es ringsum widerhallte. Sie schrie zu Gott in solch jammervoller Geistesverwirrung, daß ihre Worte beinahe wie eine Drohung klangen, weil er so weit, weit weg war. Dann warf sie sich auf die Knie und bat ihn um ihres Kindes willen um Verzeihung, und dann weinte sie so, daß sie wieder zum Bewußtsein kam; aber es dauerte nicht lange, bis die Verzweiflung sie wieder ergriff und sie in irrem Zustand umherjagte.

So ging es auf dem Festland zu, draußen in dem Boot war die Stimmung zu einer stillen Ergebung ins Unglück herabgesunken. Der letzte Reigen war getanzt worden, nach einer Musik, die man mehr ein Stöhnen als ein Tönen nennen konnte, und diese schloß mit einem verzweiflungsvollen Weinen, dem sich der schwächste hingab und in dem der letzte Rest von Mut unterging. Der kurze Abendnebel hatte auch sie zu einer Hoffnung verleitet, aber diese verschwand, als die Lichtstreifen im Nordwesten sich allmählich ausdehnten, und wie leuchtende Banner dann die Nebel von dem sternbesäeten Himmel weg- wogten. Dann saßen die Ärmsten ganz still da in der kalten Winternacht und schauten unverwandt zu den Sternen empor, und da wo Tausende in derselben Stunde frohe Lebenshoffnungen lasen, lasen diese sechs Männer: Bis hieher und nicht weiter!

Endlich ging auch diese Nacht zu Ende — die Zeit läßt sich ja nicht zurückhalten — und mit dem Tage versammelten sich die Leute wieder am Strand. Es war derselbe unveränderte Anblick, nicht näher und nicht ferner; aber die Feierlichkeit, die selbst der Schrecken im Anfang hat, solange die Hoffnung noch mitspricht, sie war nun nicht mehr da. Man redete nicht mehr umständlich von diesem und jenem und machte keine Vorschläge mehr, es war ein voll-

ständig menschlicher, teilnehmender Schmerz, und als sich dieser schließlich aus Mangel an Nahrung ergab, war so zu sagen nichts anderes mehr übrig als ein Seufzer: Wollte Gott, daß sie ausgekämpft hätten! Und das war die letzte Hand voll Erde, die man auf einen Sarg wirft und das Amen zugleich!

Da setzte der Steuermann in voller Kraft über den Hafendamm daher.

„Guten Morgen! guten Morgen!“ begrüßte er die Leute ringsum.

„Guten Morgen!“ wurde geantwortet, wenn auch ziemlich trocken.

„Nun, ihr habt ja scheint's gut geschlafen heute Nacht!“ sagte einer verächtlich zu ihm.

„Geschlafen, gut geschlafen,“ wiederholte er und lachte befriedigt. „Ich schlafe immer gut.“

„Nun, das ist nur gut für Euch!“ rief ein dritter höhnisch.

„Hierher mit den Brettern!“ rief der Steuermann mit einer gewaltigen Stimme, indem er zwei Seeleuten winkte, von denen jeder ein Brett herbeischleppte, und der eine hatte außerdem noch ein leichtes Ankertau über dem Nacken. „Hinunter in das Boot damit!“ kommandierte er, ohne nur auch mit einer Miene zu verraten, daß noch andere Menschen zugegen waren. „Nun, eins, zwei, drei, bringt das Boot in Ordnung, wir haben keine Zeit zu verlieren!“ Und damit machte er sich ohne weiteres Platz, um nach dem Boot zu gelangen.

„Gott soll uns behüten und bewahren! Jenz, was hast Du denn vor?“, rief ein alter Fischer. Es war der Vater des Steuermanns.

„Laß den Troß los, Vater . . . keine, keine Umstände!“ sagte er, dem Alten freundlich zunickehend.

„Mit Verlaub zu fragen,“ sagte ein Dorfbewohner, indem er den Hut zog. „Ist es Ihre Absicht, für die da draußen etwas zu tun?“

„Ja, mit Vergnügen, ja, ja,“ antwortete der Steuermann.

„Und auf welche Weise?“

„Ja, — ja, das will ich Ihnen sagen: Ich will auf diesen Brettern hinauskriechen, kriechen Sehen Sie — sehen Sie — ich habe ein Tau bei mir, das binde ich mir um den Leib, um es da draußen an dem Boot zu befestigen. Wenn ich das Tau anziehe, dann sind wohl die Herren so gut und ziehen, ziehen aber sachte, verstehen Sie? Sachte Der Slamp staut sich vor dem Bug.“

„Lieber Gott, wann hast Du denn das ausgeheckt, Jenz?“ seufzte der alte Vater.

„Ich habe es geträumt, heute Nacht, heute Nacht, Vater!“ erwiderte er mit einem eigentümlichen Lächeln.

„Das gelingt Dir nicht, lieber Sohn, Gott sei mit dir!“ stammelte der Greis weinend.

„Ja, das tut er gewiß,“ tröstete der Steuermann ihn so sicher, als hätte er Gott sichtbar mit an Bord.

Mittlerweile war die junge Frau herbeigeeilt, um die Bestätigung dessen, was sie gehört hatte, selbst zu sehen. Hurtig drängte sie sich durch den Haufen hindurch, bis sie die Landungsbrücke, an der das Boot lag, erreichte, und nun folgte ein zwar kurzer Auftritt, aber von so ergreifender Art, daß er, in die Erinnerung aufgenommen, sich nie wieder verwischen läßt. Zuerst blieb sie einen Augenblick stehen und sah dem Steuermann ins Gesicht, dann stieg sie mit einer gewissen ehrerbietigen Langsamkeit die Stufen hinunter, gleich als ginge sie durch eine Kirche, und als sie dicht vor dem Boote stand, nahm sie ihr armes bleiches ermattetes Kind und reichte es dem Steuermann hin. „Hänschen,“ sagte sie weich und sanft, „küsse den Steuermann, denn er will hinaus und unsern Vater holen.“

Der Steuermann verzog das Gesicht jämmerlich, küßte aber das Kind doch, allein ein eigener verräterischer Laut drang aus seiner Kehle, den er jedoch gleich unterdrückte, indem er sich mit einem Lärm räusperte, als sollte er Leute herbeirufen, die eine ganze Meile entfernt waren. Er wurde indes diesen Eindruck nicht so schnell wieder los, er war von jener ergreifenden Wahrheit, die gern zwanzig andere im Gefolge haben können. Die Leute hatten fast kein Wort gesprochen, von der Großartigkeit und Verwegenheit in dem Entschluß des Steuermanns überwältigt, schwiegen sie, gerade deshalb, weil sie sich ein gutes Teil des Unternehmens denken konnten, war es ihnen nicht möglich darüber zu sprechen. Es war der Plan eines Mannes, er wurde auf seine eigene Verantwortung hin ausgeführt, jede Rede war überflüssig. Nur ein paar mal wurde eine Frage gestellt, und als die Erklärung und zugleich auch die Vorsichtsmaßregeln gegeben waren, die vom Ufer aus beobachtet werden sollten, blieb nichts übrig, als glückliche Reise zu wünschen. Und unter vielen guten Worten und Grüßen der Umstehenden steuerte das Boot rasch an der Hafenspitze vorüber, während der Steuermann aufrecht auf dem Mittelbrett stand wie ein Chef auf der Kommandobrücke, den Hut in der ausgestreckten rechten Hand, und stolz wie ein Admiral, der die Glückwünsche des versammelten Volks entgegennimmt, indem er sich zum Seezug gegen die Feinde des Landes auf den Weg macht.

Aber nun kam Leben in das Strandvolk. Nun gab es Stoff genug zur Spannung, und diese ließ auch nicht auf sich warten. Bald war das Boot draußen bei der ersten Slampschicht, und was dort geschehen würde, das hatten sich die meisten wohl zum voraus gedacht; trotzdem aber drängten sie sich auf den höchsten Stellen am Ufer zusammen, um zuzusehen; und es wurde gefragt und geschrien und geantwortet mit einer Lebhaftigkeit, die wohl Gefahr verkündigte, gleichzeitig aber auch Hoffnung. Das Boot blieb liegen, das war so ausgemacht, und erst wenn das Signal gegeben war, sollte es mit dem Tauende ans Land rudern, und von dort sollte das langsame Heranziehen dann vor sich gehen.

Von dem Boot aus wurden nun beide Bretter auf den Slamp hinausgeschoben, das eine bis auf die Hälfte weiter hinaus als das andere, und dann

kroch der Steuermann, das Tauende um den Leib geschlungen, vorsichtig auf das ihm zunächst liegende. Von der Mitte des Brettes aus, das vier bis fünf Ellen lang war, stieg er auf das andere hinüber, und mit diesem Übergang begann die eigentliche Arbeit, indem er nun beständig das eine Brett mit fortschleppen mußte und von dessen Mitte aus auf dieses kroch, und das lose dann vor sich herschieben mußte. Aber es ging. Der Slamp hatte so viel Zusammenhalt, daß sich das Brett während des darüber Hinkriechens nur um eine Handbreit senkte, und so schien der Steuermann ohne Gefahr des Sinkens weitermachen zu können. Dies zeigte sich allmählich immer deutlicher, denn er kam beständig vorwärts, wenn es auch langsam ging.

Die Frage war nun, ob er es aushalten könnte, denn um das Wagstück zu vollenden, brauchte es noch einer außerordentlichen Kraftanstrengung.

Draußen im Boot hatten die Verunglückten etwas gesehen, aber was es war, verstanden sie nicht. Es rührte sich etwas im Slamp — ein Etwas, das näher kam Da erklärte Thames auf einmal, was es war. Die Gefahr schärft die Sinne, sein Blick war durch die unbestimmte Ferne gedrungen und schließlich verstand er, was vor sich ging. Die Hoffnung muß oftmals zur Tür hinausgestoßen werden, ehe sie einen Menschen verläßt; aber sie braucht nur einen Augenblick, um zurückzukehren. Und deshalb war die Hoffnung in demselben Augenblick wieder bei ihnen, wo ihnen die Aufklärung gegeben wurde, aber doch nicht ohne Furcht, dazu war die Gefahr noch zu nahe und die Rettung noch zu unsicher.

Denn die hier außen wußten das, wovon am Lande niemand eine Ahnung hatte, daß nämlich gerade an dieser Stelle die Strömung von der Landspitze Tünens und dem Kattegat her die Slampschicht in eine langsam schaukelnde Bewegung versetzte, sodaß auch der Frost nicht vermocht hatte, die Schicht fest zu machen, und dies war das gefährlichste Stück — in Wirklichkeit so gefährlich, daß der derbe Seemann selbst erklärte, wenn dies der Anfang gewesen wäre, wo noch ein Rückzug möglich war, da wäre das ganze Unternehmen aufgegeben worden. Und hier wollen wir nun in Kürze seine eigenen Worte sprechen lassen, während wir seine Eigentümlichkeiten auslassen:

„Als ich die Strömung erreicht hatte, war ich todmüde. Ich hatte die Sache mit Todesverachtung begonnen, aber je näher ich dem Tode kam, desto schwerer wurde es mir, das Leben aufzugeben. Allmählich wurde ich wie toll. Auf allen Seiten sah ich Bretter und Boote, wohin ich mich wandte. Bald war der Himmel über mir, bald unter mir, einmal war es Nacht und dann blendend hell — und während all diesem arbeiteten meine Hände und meine Beine doch immer weiter. Im stärksten Orkan hatte ich noch nie eine Spur von Seekrankheit gefühlt, nun wurde ich so seekrank wie ein Frauenzimmer. Aber das half mir nicht den Wahnsinn zu überwinden. Gott allein weiß, wie ich gearbeitet habe; aber es ging doch immer weiter vorwärts, und als ich wieder richtig sehen konnte, war ich nur noch ein paar Meter von dem Boot

entfernt. Ich glaube gewiß, daß es nicht gegangen wäre, wenn ich nicht verrückt geworden wäre, denn der Verstand berechnete gleichsam, während der Wahnsinn weiter machte, mochte es gehen, wie es wollte. Ich war, wie gesagt, jetzt nur noch ein paar Meter vom Boot entfernt, aber da konnte ich nicht mehr. Thames rief mir zu — aber zu meiner Schande muß ich gestehen, ich konnte keine Antwort geben, denn ich weinte wie ein altes Weib und wußte nicht recht, was eigentlich mit mir vorgegangen war, bis ich plötzlich eine Hand an meinem Nacken fühlte. Es war Thames. Er hatte ein paar Sitzbretter aus dem Boot gerissen und mir meine Kunst gestohlen, aber es kann wohl sein, daß es sonst schlimm gegangen wäre. Es war auch nicht leicht, ins Boot hinein zu gelangen, aber wir überwandten doch schließlich dieses letzte, und es dauerte nicht lange, bis wir das Signal ans Land schickten. Als das Boot dem Slamp den ersten Stoß versetzte, da war gottlob noch so viel Leben in uns allen, daß wir ihm ein Hurra nachsenden konnten."

Annähernd so lautete der Bericht des Steuermanns.

Am Land selbst stand man noch immer auf dem Ausguck. Lange hatte tiefes Schweigen geherrscht, denn man ahnte eine Entscheidung nach einer Seite hin. Da vernahm man den schwachen Widerhall des Hurras der Geretteten; man verstand es jedoch nicht, bis die Bootsleute, die das Anziehen des Taus fühlten, ein zweites brüllten. Als man dann sah, wie das Boot wendete, da wußte man, was vorging und daß alles geglückt war, und ein donnerndes Hurra strich über die ganze Küste hin.

Es ging sehr langsam mit dem Hereinziehen, und als der Tag sich neigte, glitt das Boot in den Hafen hinein mit einer langen Reihe anderer Boote als Gefolge hinter sich, denn wer nur immer einen Mann und ein Boot hatte auf-treiben können, war den Geretteten entgegengefahren, um sie zu sehen und ihnen Glück zu wünschen.

Keiner von ihnen war zu Schaden gekommen. Mit frohen Gesichtern traten sie ans Land, wenn auch mit schwankenden Tritten, denn die Glieder waren ihnen von der Kälte und durch die Bewegungslosigkeit ganz erstarrt, aber sie waren von jeder Krankheit unberührt geblieben.

Von all den versammelten Menschen wurden die Geretteten nun den Hafenvogel hinaufgeleitet. Es war ein vollständiger Triumphzug. Dann teilte sich der Haufe und die einzelnen wurden von ihren eigenen Freunden und Bekannten nach Hause geführt. Nur Jens Steuermann hatte noch immer den eigentlichen Volkshaufen um sich versammelt. Gegen seine Gewohnheit ging er still und langsam dahin, sein alter Vater hatte sich zu ihm hingedrängt und mit der demütigsten Freude die Hand des Sohnes ergriffen und nun schritt er neben ihm wie ein armes altes Kind, das sich nach der Bewunderung umsieht, um sie einzusammeln.

Als der Zug schließlich die Wohnung des Steuermanns erreicht hatte und man zum Abschied noch ein schallendes Hurra ausbrachte, blieb der Steuer-

mann an der Haustür stehen und zog mit der ganzen Bornehmheit, die er sich zu geben vermochte, den Hut ab. „Ich danke, danke euch, meine Herren! Es ist übrigens gar nichts, um Aufhebens davon zu machen, Aufhebens zu machen.“ Damit verbeugte er sich und trat in den Hausflur, während ein wiederholtes Hurra dieser Äußerung folgte. — Aber als ob ihm plötzlich noch etwas einfiel, wandte er sich von der offenen Zimmertür noch einmal an die Leute draußen. „Mit Verlaub, ich hätte beinahe noch etwas vergessen Seht ihr, seht ihr, es ging so, daß ich das Boot nicht ganz erreichte, ich war einwenig wirr im Kopf geworden, oder so etwas — Aber da war Thames so resolut, daß er mir zu Hilfe kam — dies war es nur, nur, was ich wünschte, daß ihr wissen sollet, sollet. Und wieder verbeugte er sich nach rechts und links und verschwand unter dem letzten Hurraruf.

Dies war ein langes Weihnachtsfest geworden. Aber größeres Glück und größere Ehre, Güte und Liebe hatte noch keiner von ihm empfangen und deshalb war es doch, wie die Leute selbst sagten, das fröhlichste Weihnachtsfest, das sie je erlebt hatten. —

Gegen das Frühjahr hatte der Steuermann mit einem der schönsten Mädchen am Strande Hochzeit. Nach jener Weihnachtstat hatte sie ihn so herzlich angeschaut und ihm so oft freundlich und bewundernd zugewinkt, daß er allmählich fühlte, wie ihn eine Unsicherheit und Bescheidenheit überkam, die ihn wenigstens eine zeitlang, noch übertriebener in seinen Wiederholungen machte, als er nach dem Plan, den er für seine Selbsterziehung als notwendig erachtet hatte, für passend fand. Indes gelang es ihm doch in einer frohen und guten Stunde, so viele Worte hervorzubringen, als er brauchte, um die Sache in Ordnung zu bringen — und nun sollte Hochzeit sein.

Da erschien einige Tage vor der Hochzeit einer der vornehmsten Beamten des Orts vor dem kleinen Häuschen des Steuermanns und klopfte an; aber als er es dann mit freundlichen Worten und Grüßen wieder verließ, blieb der Steuermann mit einem merkwürdig umflorten Blick und bebenden Händen zurück, während er ein großes glänzendes Ding in der Hand drehte und wendete, das man für ein Geldstück gehalten hätte, wenn nicht ein Ring daran gewesen wäre und in dem Ring wieder ein weiß- und rotgestreiftes Band — es war die große silberne Rettungsmedaille, die ihm aus besonderer Gunst und Anerkennung verliehen worden war.

Wieder kam ein Festtag, an dem viel mehr Leute teilnahmen, als eingeladen waren, denn alle wollten und mußten den Bräutigam mit der prächtigen Medaille sehen. Und deshalb fuhr der Steuermann an diesem Tag in der hellgelben Kutsche des Dorfes mit seiner schönen Braut durch jubelnde Scharen und stolz wie ein kleiner König saß er da und nahm die Huldigung entgegen — er trug allerdings sein Glück mit hochehobener Stirne, aber er war auch auf seinen Knien fünf Stunden lang über die schwankende Decke eines Abgrundes hingekrochen, um es sich zu holen — es wurde ihm gegönnt.

Am Hochzeitstisch saß als Ehrengast Thames auf der rechten Seite des Bräutigams. In seinen dunkeln glänzenden Augen leuchtete Stolz und Freude so oft er die Medaille betrachtete, und man sah einen Ausdruck in seinem Gesicht, der zu sagen schien, daß er doch in gewisser Hinsicht auch mitgeholfen habe, sie zu verdienen — denn wenn er nicht zuerst das Leben gewagt hätte, dann hätte Jens Steuermann ja auch nichts gehabt, wofür er sein Leben hätte einsetzen können. Das war von seiner Seite eine natürliche Abrechnung, und es war jütländisch — denn es wurde nicht ausgesprochen sondern nur gedacht.

„Das ist eine schöne, schöne, diese hier, Du Thames,“ sagte der Bräutigam, indem er wieder und wieder seiner Medaille zulächelte und einwenig mit ihr klimperte. „Eigentlich solltest Du, Du die Hälfte davon haben . . . nicht, Du?“

„Ach, lieber Jens,“ erwiderte Thames wehmütig, „was sollte dann unser Herrgott bekommen?“ (Ende.)

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Kläber.

Die Mutter am Schlafkammerlein.

Bei Ankunft des Winters.

Hörst du den Winter, mein Kind,
Wie er draussen am Fenster
Rüttelt und schnaubt?
Finstere Wetternacht
Hängt jetzt am Himmel,
Und er schreitet, ein Riese,
Schneeweiss,
Himmelhoch
Über die Erde.
Fröstelnd schütteln sich die Bäume,
Der Boden erstarrt, wo er geht,
Und den Bächlein gerinnet
Das rauschende Blut.
Er aber treibt
Mit hochgeschwung'nem, funkelndem
Eisschwert
Schneevögel daher
Und Wölfe in hungrig bellenden Herden,
Und er schlägt an den Mantel,
Schlägt, bläst
Und jauchzt.
Und wie er bläst,
Und wie er schlägt,

Da fährt ihm der Sturm aus den Backen,
Da stäubt das Wolkengewand,
Da wirbelt der Schnee!

Hui, wie das pfeift!
Wie's zischt und quirlt!
Der Unhold jubelt vor Lust
Und lacht und jubelt
Und jöhlt und brüllt,
Ei, höre nur! . . . höre! —

Die arme Flur!
Das zitternde Haus!
Das zieht die flockige Decke
Über den Kopf,
Und knarrt und kracht.
Es schlottern die Fenster,
Die Wände ächzen,
Der Rauchfang heult.

Und du mein Herz!
Frostschnatterndes Herz!
Was säumst du noch lange?
Verkriech' dich sogleich ins warme Bett
Und schlaf! — Hörst du? —

Emil Falter, Zofingen.

Lübeck.

Mit Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

Die Erinnerungen vergangener glanzvoller Jahrhunderte umfassen den Fremden, der Lübeck betritt. Seine alten Straßen haben zum großen Teil im Gesamteindruck bis heute das Bild bewahrt, wie es uns aus den überlieferten